



**Augsburger Universitätsreden 34**

**Hans Albrecht Hartmann**

**„... und ich lache mit –  
und sterbe“.**

**Eine lyrische Hommage  
à Harry Heine**

# Augsburger Universitätsreden 34

Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

ISSN 0939-7604

**Hans Albrecht Hartmann**

**„... und ich lache mit – und sterbe“**

**Eine lyrische Hommage  
à Harry Heine (1797–1856)**

Festvortrag am Tag der Universität 1997

Augsburg 1998

# Vorbemerkungen

*Die Generosität* unseres verehrten Rektors Reinhard Blum hat es nun einmal für richtig gehalten, mir zum Tag der Universität 1997 (18. Juli) den Festvortrag anzuvertrauen und dessen Text obendrein in den „Augsburger Universitätsreden“ abdrucken zu lassen.

Ob sich eine schriftliche Publizierung des Textes lohnt, steht dahin: er wurde ab ovo als *Sprechtext* konzipiert – man muß ihn *sprechen*, sehr *zugespitzt* sprechen, und *hören*. Ich wollte dem ironisch-sarkastischen, skeptischen, leidenden und tapferen *Kämpfer* Harry Heine Gehör verschaffen. Ob das gelungen ist oder nicht: nunmehr zu Schrift geronnen, könnte mein Text wie eine beiläufige kommentierte Gedichtauswahl wirken.

Andererseits haben mir verschiedene Hörer/innen später berichtet, zu Hause sei ihr 'erster Gang' zum Bücherregal gewesen, um sich ihren 'Heine' zu greifen – wohl dem, der einen besitzt! – und nachzulesen. *So gefällst du mir!* Das lag gleichfalls in meiner Absicht. Vielleicht ist ja die Hoffnung nicht unbegründet, daß auch die *Lektüre* des Textes diesen Impuls auszulösen vermag. Es sollte mich freuen.

Um dem Text, der ganz aus dem Kopf und *par cœur* entstand, immerhin nachträglich einen leidlich seriösen akademischen Anstrich zu geben, habe ich ihn – als und zur Nach-Lese – um einen kleinen Literaturapparat ergänzt (und ein bißchen bebildert).

Mein Dank gilt meiner Teamkollegin Dipl.oec. Regina Dietmair und dem Team der Pressestelle, die meine Sätze und Gestaltungsentwürfe PC-gestützt in Façon gebracht haben.



Heinrich Heine, Gemälde von Moritz Oppenheim, 1831.

## „... und ich lache mit – und sterbe.“ Eine lyrische Hommage à Harry Heine (1797-1856)

Es ist spät geworden, meine Damen und Herren, die Kunst ist lang, das Leben ist kurz, Sie wollen zum Mittagessen.

An meinem Auftritt müßte Ihre Bedürfnisbefriedigung nicht notwendig scheitern; was gestrichen wird, kann nicht durchfallen. Andererseits – „man stelle sich vor“ –: der „genialste Mitarbeiter der Augsburger Allgemeinen Zeitung“<sup>1</sup> – *wie?* kann einer genialer sein als genial oder rühmt sich die AZ etwa lauter genialer Mitarbeiter? – nun gut, der Professor Jens *weiß* wohl, was er gemeint hat, man stelle sich also vor: im Dezember wird der Harry Heine Zweihundert – und ich selbst bin einstweilen noch ebenso jung, wie er war, als er starb. Ja, da muß man sich doch einfach *hinstellen* (und sitzenbleiben) – vielleicht ist es für Sie und für mich das letzte Mal, angesichts der versprochenen Hochschulentrümpelei –

Ja, da muß man sich doch einfach *hinstellen*  
Ja, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein.  
Ach, da *muß* doch ein *bißchen* 'was geschehen  
Ja, da *gibt's* überhaupt kein Nein.

Das war *nicht* von Heine.<sup>2</sup> *Noch* nicht. In meiner Hommage, die den Anspruch erhebt, eine hochschulpolitische Rede zu sein, werde ich unseren Jubilar nicht so sehr auf den Begriff, sondern zur *Sprache* bringen und selbst zu *Wort* kommen lassen – getreu der Devise des Altmeisters: „Wie das Wort so wichtig dort war, / Weil es ein *gesprochen* Wort war“.<sup>3</sup> Das befördert zugleich die melancholisch-grimmige Einsicht Wolf Biermanns: „Wie nah sind uns manche Tote, doch / Wie tot sind uns manche, die leben“.<sup>4</sup> Mein Kommentar wird vorab in der Auswahl, Reihung und Artikulation lyrischer Texte von Heine bestehen, ergänzt mitunter durch diese und jene Sottise. Gleichwohl 8 Thesen vorweg zu seiner *Person*.

# Buch der Lieder



von

H. Heine.

---

Hamburg  
bei Hoffmann und Campe.  
1827.

Titelblatt der Erstausgabe.

(1) Heine zählt – schon gar im Ausland – zu den bekanntesten deutschen *Poeten*, zu den größten gehört er *nicht*. Den Zugang zum lyrischen Olympe hat ihm das Geklimper seiner 60 000 eloquenten Verse verbaut, von denen ich nur gut eintausend liebe. Der von den meisten und am weitesten überschätzte deutsche Autor (ich meine natürlich *nicht* Heine) hat einmal geschrieben: „Das Machen schlechter Gedichte ist noch viel beglückender als das Lesen der allerschönsten“.<sup>5</sup> Nun gut, vielleicht. Sie zu publizieren, ist freilich eine bedauerliche Disziplinlosigkeit. Das gilt durchweg nicht nur für Hermann Hesse, sondern zum beträchtlichen Teil auch für Heine und Brecht.

Das Gesagte wird *relativiert*, wenn man bedenkt, daß selbst die *bedeutenden* Nationalliteraturen jeweils kaum ein Dutzend von Spitzen-Lyrikern hervorgebracht haben, denen – einer Bennschen Behauptung zufolge – nur jeweils 6-8 *perfekte* Gedichte gelungen sind; *da* hält auch Heine mit. Außerdem kann man Gedichte noch aus anderen Gründen schätzen als aus formalen. Heines Verse *gewinnen* beträchtlich, wenn man sie recht zu lesen und zu sprechen versteht: *au point und a tempo*. Dann „schlagen“ manche von ihnen „dein Inneres nieder / und du bist am Boden bis neun“ (Gottfried Benn).<sup>6</sup>

(2) Nebst Luther, Nietzsche und Kleist schrieb Heine die rasanteste deutsche *Prosa*, in einem atemberaubenden Rhythmus. Man hat ihm allerdings vorgeworfen – sogar und besonders scharf sein bedeutendster jüdisch-geistiger Erbe Karl Kraus –, es habe ihm, ich verkürze das jetzt, an Ehrfurcht vor der Sprache, *Ernst und Tiefe* gefehlt.<sup>7</sup> Ach, die Tiefe, diese penetrante deutsche Eigenschaft und Erfindung! „Traulich und treu / ist's nur in der Tiefe“<sup>8</sup>, schwadronierte der sächselnde Phantast und Mystagoge aus Bayreuth. Selbst sein abtrünniger Jünger Nietzsche, nach Heine der scharfsichtigste Kritiker der Deutschen im 19. Jahrhundert, war in die Tiefe vernarrt – „Die Welt ist tief ...“ –<sup>9</sup> während Hofmannsthal immerhin riet: „Man muß die Tiefe verstecken – aber wo? An der Oberfläche“.<sup>10</sup> Heine hatte damit keine Last; ekstatisch oder sonstwie zu raunen war nicht seine Stärke.



H. H., anonyme Handzeichnung.

- (3) Einen *Preis* im deutschen Dichterwettstreit hätte Heine – schon weil er Jude war – niemals erhalten, auch keinen sechsten bis zehnten, allenfalls den verschämten Ehrenpreis einer spätgeborenen Jury für sein *Gesamtwerk* und die *Einheit* von Leben und Werk: erfüllt von deutscher Sehnsucht und Innigkeit, jüdischem Witz, orientalischem Zauber, dem Esprit der Romanen und lateinischer Klarheit. Wieviele Dichter dieses Kalibers haben wir denn in Deutschland *gehabt*? Eben. Die knochentrockene und gravitatische Humorlosigkeit der deutschen Intelligenzia ist mir ein Graus.
- (4) Heine, ironisch-kreativer Nachlaßverwalter der deutschen Romantik, der aus der Blauen Blume Blausäure preßte, Wegbereiter des Realismus, politischer Kopf und politisches Opfer zugleich, war so *modern*, dem Denken seiner Zeit so weit voraus, daß er – könnte man ihn heute zum Leben erwecken – unschwer dort anzuknüpfen vermöchte, wo 141 Jahre zuvor sein Faden gerissen ist. An zeitgenössischer Modernität nahm's nur noch *ein* anderer Schriftsteller mit ihm auf: Georg Büchner. Der wird heute zwar *auch* kaum noch gelesen, machte indessen anderweitig literarisch Karriere: nach ihm ist immerhin der höchstrangige deutsche Literaturpreis benannt.
- (5) Heine war so *unabhängig*, wie man nur sein kann, wenn man kein Geld hat, souverän, mutig und tapfer; er fürchtete weder Gott noch die Menschen, nicht Hölle, Teufel und Tod. Und er besaß – wie Nietzsche rühmte – „jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommne nicht zu denken vermag“. <sup>11</sup> Wer sich mit ihm *anlegte*, hat's bitter bereut – wie Ludwig Börne, sein jüdischer Leidensgenosse, politischer Mitstreiter und Rivale, <sup>12</sup> und der unselige Graf August von Platen. <sup>13</sup> Heine schlug unerbittlich zurück, Auge um Auge, Zahn um Zahn – das kann ich sehr gut verstehen. Wieviele solcher zartgebauten und hartgesottenen Dichter *hatten* wir denn in Deutschland? Heine gehört zu den wenigen *Mannsbildern* der deutschen Literatur.
- (6) Kein Wunder also, daß er die *Frauen* liebte, die *Liebe* und – vorab – das *Verliebtsein*. Deshalb *durchschaute* er Frauen und Männer, die Liebe und das Verliebtsein – lange vor Freud und Luhmann. Er zählt zu den seltenen Dichtern, Poeten zumal, die sich mit zärtlicher (Selbst-)Ironie, also *glaubhaft* über die Liebe geäußert haben.

(7) Heine – längst nicht so radikal wie Georg Büchner – *liebte Deutschland*, und er vermochte das, weil es Deutschland noch gar *nicht gab*. Trotz seines glühenden Patriotismus' war er ein aufgeklärter *Jude* und *Kosmopolit* – und er hätte sogar ein erstklassiger *Protestant* werden können, wäre er nicht so ein *lausiger Christ* gewesen. Wer will's ihm verdenken? Daß er sich evangelisch taufen ließ, in Heiligenstadt (!), auf die Namen Christian Johann (!) Heinrich – schlimmer geht's nimmer, ein Treppenwitz der Literaturgeschichte –, haben die intransigenten Preußen verschuldet. Geholfen hat es ihm nichts hierzulande. Was immer einen Autor verunglimpfen kann – aus intellektueller, ästhetischer, moralischer, religiöser, patriotischer und politischer Sicht –: Heine wurde es angehängt. Noch heute sagen ihm klassizistische Kulturträger nach, er sei jedenfalls ein *Versager* gewesen, im besten Fall ein 'sympathischer Taugenichts'. Sei's drum, man stelle sich vor: der deutsche Dichter und Patriot, der protestantische Jude und Weltbürger Heinrich Heine – was für ein Glücks- und Modellfall für Deutschland! Die Deutschen haben das nicht so gesehen und ihren Sonderweg fortgesetzt. Ein Königreich, das Deutsche Reich für einen *Heinrich Heine!*

(8) Heine *liebte das Leben* wie nur einer – und dennoch oder gerade deshalb meisterte er den *Tod* und das *Sterben* wie keiner: seine letzte – und nicht seine geringste – Leistung. Auch *davon* möchte ich Ihnen anhand seiner Lyrik einen Eindruck vermitteln.

Gestatten Sie mir, daß ich mit etwas *Persönlichem* beginne. Als es vor 51 Jahren für mich und meine Rumpf-Familie hieß: „Bald werd' ich dich verlassen, / Fremd in der Fremde gehn...“,<sup>14</sup> und wir aus Eichendorffs Wäldern am Fuße von Hebels Schwarzwald eintrafen, „z' Friburg in der Stadt“,<sup>15</sup> da war dort noch die erste Nachkriegs-Briefmarkenserie im Umlauf.<sup>16</sup> Die niedrigen Wertzeichen trugen die Wappen der französisch besetzten Provinzen, die drei höchsten boten die Konterfeis deutscher Dichter: für eine Mark war Goethe zu haben, Schiller für zwei und für fünf – *Heinrich Heine* (dessen Vornamen mitzuteilen offenbar geboten erschien).



H. H., nach einer Federzeichnung von Ludwig Grimm, 1827.



Wir schrieben das Jahr  $n+13+1$  der deutschen Geschichte, und High Noon war schon lange vorbei. Die Mär von der „Stunde Null“ wurde philatelistisch gleich doppelt ad absurdum geführt: durch den gunsterheischend-wohlfeilen Rückgriff auf Goethe und Schiller, deren ‘Geist’ die Katastrophe *auch nicht* zu verhindern vermochte, und durch die dem verfeimten Heine – endlich – gewährte Bitte, er sei in ihrem Bunde der Dritte. Hatte sich da einer des – um rund 10 Jahre verfrühten – *Nekrologs* von Heinrich Laube auf den totesagten Heine (1846) für die „Augsburger Allgemeine“ erinnert?<sup>17</sup>

„Wenn man Literaturgeschichte schreiben wird in Zukunft, bei welchem Namen hinter Goethe und Schiller wird man denn genötigt sein, anzuhalten und auszurufen: Hier, ja hier kommt eine wirklich neue Originalität, ein neues und starkes Gedicht, hier beginnt eine Epoche in deutscher Schrift! Bei welchem Namen sonst, wenn nicht bei dem Namen Heines?“

Wurde nun also einhundert Jahre später Deutschlands berühmtestem Juden von der deutschen Post *Abbitte* getan – oder den Südwestdeutschen ihr geächteter wahlfranzösischer Landsmann von der Besatzungsmacht *pädagogisch aufs Päckchen gedrückt*? Ich weiß es nicht. Mich brachte damals die preislich gestaffelte Portraitgalerie aus anderen Gründen ins Grübeln: War Goethe die Nummer 1, Schiller die 2 und Heine die Nummer 5 unter den deutschen Poeten? Oder war Schiller doppelt und Heine gar fünf mal so viel wert wie der Goethe? Heute weiß ich, daß und warum diese Alternativen miteinander vereinbar sind.

Soweit ich damals zurückdenken konnte, standen die genannten drei Namen für eine Reihe von *Liedern*, die meine Mutter für uns Kinder gesungen hatte. *Goethe* – das war der mit dem *Heidenröslein*: ein *schönes* Lied, auch wenn ich noch nicht kapierte, was denn so aufregend daran war, daß „der wilde Knabe brach / ‘s Röslein auf der Heiden“. Von *Schiller* stammte das *Reiterlied*, dessen wehrwilliger Mannesmut – „Der dem Tod ins Angesicht schauen kann, / Der Soldat allein ist der freie Mann“ – mich nicht mehr so sehr überzeugte, nachdem drei Brüder meiner Eltern im Kriege gefallen waren. Am meisten mochte ich ein vertontes Gedicht *Heinrich Heines*, das ich nicht nur als erstes von *ihm*, sondern als erstes Gedicht überhaupt zu hören bekommen hatte –

ich war wohl knapp über Drei. Diese frühe Erfahrung hat mich entscheidend geprägt, seit 55 Jahren begleiten mich Heines Text<sup>18</sup> und Mendelssohns Melodie:

Leise zieht durch mein Gemüt  
Liebliches Geläute.  
Klinge, kleines Frühlingslied,  
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus, bis an das Haus,  
Wo die Blumen sprießen,  
Wenn du eine Rose schaust,  
Sag, ich laß sie grüßen.

Sehe ich, wie der eine und die andere unter Ihnen maliziös die Mundwinkel runterziehen, meine Damen und Herren? Verspielen Sie nicht Ihre Seele, passen Sie gut auf sich auf! Dieses Gedicht – ganz innig, ganz einfach, ganz unpräzise – ist ein Highlight der deutschen Lyrik, vergleichbar nur zwei anderen deutschen Frühlingsgedichten, beide von Zeitgenossen des Autors geschrieben: Eichendorffs „Frische Fahrt“ („Laue Luft kommt blau geflossen“)<sup>19</sup> und Mörikes „Er ists“ („Frühling läßt sein blaues Band / Wieder flattern durch die Lüfte“).<sup>20</sup> Sonst gibt’s in der Lyrik (nicht nur der *deutschen*) überraschenderweise kaum passable Frühlingsgedichte. „Gott verdamme den Frühling!“ ließ Thomas Mann den Novellisten Adalbert sagen.<sup>21</sup> „Er ist und bleibt die gräßlichste Jahreszeit!“ Die ‘Saison’ der Dichter, schon gar der Poeten, ist der Spätsommer und der Herbst. Ich liebe nur noch zwei andere, *moderne* Frühlingsgedichte, beide sehr gedämpft und von Autoren mit jüdischem ‘Background’ verfaßt: Hofmannsthals „Vorfrühling“ („Es läuft der Frühlingswind / Durch kahle Alleen“)<sup>22</sup> und Elisabeth Langgässers „Frühling 1946“ („Holde Anemone, / Bist du wieder da“).<sup>23</sup>

Heines federleichtes Frühlingsgedicht ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert: der Dichter – unbekümmert oder ganz listig – reimt gnadenlos *Lied* auf *Gemiet*, *Geleite* auf *Weite*, *schaust* auf *Haus*, *griessen* auf *sprießen* – und es stört nicht, man merkt’s nicht einmal. So etwas kann sich denn doch nur ein *großer* Lyriker leisten.

Kling hinaus, bis an das Haus,  
Wo die Blumen sprießen,

– da *stutzt* man: Gibt's denn nur *ein* Haus, „wo die Blumen sprießen“?  
Doch dann liest man weiter:

Wenn du eine Rose schaut,  
Sag, ich laß sie grüßen.

– und spürt: Diese Rose ist keine Rose ist keine Rose, sondern eine *geliebte Frau*. Womit wir beim ersten Hauptthema sind. Hören Sie ein Gedicht, das Heine schrieb, als er 25 Jahre alt war – *auch* eine Rarität, denn ein vergleichbar 'reines', ungetrübtes Liebesgedicht – freilich hart an der Grenze zum Schmalz – hat der Dichter weder zuvor noch später verfaßt:

Du bist wie eine Blume,  
So hold und schön und rein;  
Ich schau dich an, und Wehmut  
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände  
Aufs Haupt dir legen sollt,  
Betend, daß Gott dich erhalte  
So rein und schön und hold.

Bei den Vorarbeiten zu meinem Text habe ich diese Verse einem 12jährigen Mädchen zur Kenntnis gebracht. Es hörte sie an und fragte mich: „*Spinnst* du?“ Ich sagte: „Stammt nicht von mir, ist von *Heine*“. Da befand sie nur: „Dann spinnt eben der *Heine*“.

Sie hören: Bei zeitgenössischen jungen Damen – und stellen Sie sich gar eine Siebzehnjährige vor! – kann selbst ein leidlich gut erhaltener älterer Herr mit holden Blumenmetaphern keinen Blumentopf mehr gewinnen (allenfalls noch bei unsrer Kollegin Christel Krauß, die Bücher darüber schreibt).<sup>24</sup> Und vielleicht lag meine entzückende Testperson auch ganz richtig: womöglich hat Heine wirklich 'gesponnen'. Zwar entsprach sein Gedicht wohl noch offizieller Gemütslage und Ideologie, doch wie's in den Köpfen der Rezipienten und Rezipientin-

nen aussah, wollen wir offenlassen. Gehalt und Ton des Gedichts waren auch *damals* Relikte aus einer längst vergangenen Zeit: des Minnesangs der höfischen Troubadoure – und tatsächlich verfaßte der junge Poet auch *explizit* „Minnelieder“. Mit ganz anders gestimmten Versen, die – nicht nur – sein lyrisches Jugendwerk dominieren, traf Heine den Publikumsgeschmack aber wohl weit besser. Hören Sie etwa vier Zeilen, die er mit einundzwanzig einem Freunde ins Stammbuch schrieb:

Anfangs wollt ich fast verzagen,  
Und ich glaubt, ich trüg es nie;  
Und ich habe es doch getragen –  
Aber fragt mich nur nicht, wie?

Was er damit meinte, wird im lyrischen Kontext klar; drei Jahre später gelangen ihm beispielsweise die folgenden 'programmatischen' Verse:

Aus meinen großen Schmerzen  
Mach ich die kleinen Lieder;  
Die heben ihr klingend Gefieder  
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,  
Doch kommen sie wieder und klagen,  
Und klagen, und wollen nicht sagen,  
Was wie im Herzen schauten.

Schon zuvor, im selben Jahre, hatte er ein autobiographisches Gedicht fabriziert, das den Sachverhalt auf den Punkt bringt:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,  
Die hat einen andern erwählt;  
Der andre liebt eine andre,  
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger  
Den ersten besten Mann,  
Der ihr in den Weg gelaufen;  
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu;  
Und wem sie just passiert,  
Dem bricht das Herz entzwei.

Wie *reagiert* unser junger Dichter auf derlei seelischen Unbill? Das verrät er uns ein Jahr später, mit fünfundzwanzig:

Wer zum ersten Male liebt,  
Seis auch glücklos, ist ein Gott;  
Aber wer zum zweiten Male  
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe  
Wieder ohne Gegenliebe!  
Sonne, Mond und Sterne lachen,  
Und ich lache mit – und sterbe.

Auch *daran* hat sich Heine zeitlebens gehalten. Überflüssig, darauf zu verweisen, wieviel (*Selbst-*)*Ironie* schon beim *jungen* Dichter in Wortwahl und Tonfall steckt. Aber nun wird es *ernst*, wie in einem Gedicht, das er schon ein Jahr früher verfaßte:

Ich hab im Traum geweinet,  
Mir träumte, du lägest im Grab.  
Ich wachte auf, und die Träne  
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab im Traum geweinet,  
Mir träumt', du verließest mich.  
Ich wachte auf, und ich weinte  
Noch lange bitterlich.

Ich hab im Traum geweinet,  
Mit träumte, du bliebest mir gut.  
Ich wachte auf, und noch immer  
Strömt meine Tränenflut.

Ein raffiniert simples, diabolisch perfektes Gedicht! Dreimal „Ich hab im Traum geweinet“, dreimal „Mir träumte“, dreimal „Ich wachte auf“, dreimal - kaum merklich gesteigert - „noch“, „noch lange“, „noch immer“ und schließlich - in dramatischer Klimax - „die Träne floß“, „ich weinte bitterlich“, „Strömt meine Tränenflut“. Scheinbar *konterkariert* die Klimax den *Anlaß* der Trauer: zuerst liegt das Mädchen „im Grab“, dann „verläßt“ es 'nur' das lyrische Ich, dann „bleibt“ es ihm 'sogar' „gut“. Doch als stufenweise heraufgeholte *Erinnerung* an glückliche Zeiten gelesen, enthüllt die scheinbare Paradoxie das Unglück des lyrischen Ich. Ein meisterhaft gebautes Gedicht. Wer von Ihnen *überhaupt* Träume erinnert, wird auch *solche* kennen, die ihn oder sie für den Rest der Nacht und den folgenden Tag völlig *verstören*. In der deutschen Lyrik hat nur noch Eduard Mörike ein so einfaches Gedicht von vergleichbarer Wucht geschrieben, das mir, wenn ich's spreche, im Hals stecken bleibt. Ich versuche es trotzdem.

Das verlassene Mägdlein

Früh, wann die Hähne krähn,  
Eh die Sternlein verschwinden,  
Muß ich am Herde stehn,  
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,  
Es springen die Funken;  
Ich schaue so drein,  
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,  
Treuloser Knabe,  
Daß ich die Nacht von dir  
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann  
Stürzt hernieder;  
So kommt der Tag heran –  
O ging er wieder!

Hundert „Lieder aus der Küche“ und ein halbes Dutzend sozialhistorischer Wälzer wiegen diese 16 kurzen Verse nicht auf. Daß sie ein Mann schreiben konnte, zeigt Mörikes 'Klasse'.

Zurück zu Heine. Seine wenigen eher 'anachronistischen' Minnelieder und die zahlreichen romantischen, antiromantisch gebrochenen Schmerzensgedichte bilden nur einen *Teil* seiner Liebeslyrik; wenigstens zwei andere Facetten möchte ich noch aufblitzen lassen. Was halten Sie zum Beispiel von *diesen* Versen, die er *auch schon* als 24jähriger schrieb?

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,  
Und grüß mich nicht unter den Linden;  
Wenn wir nachher zu Hause sind,  
Wird sich schon alles finden.

– oder von diesen, nur wenig später verfaßt:

Himmlich wars, wenn ich bezwang  
Meine sündige Begier,  
Aber wenns mir nicht gelang,  
Hatt ich doch ein groß Pläsier.

Als Heine über dreißig war, und die Frauen ihm *gar nicht mehr* trauen durften, baggerte er sie dergestalt an:

In den Küssen welche Lüge!  
Welche Wonne in dem Schein!  
Ach, wie süß ist das Betrügen,  
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,  
Weiß ich doch, was du erlaubst:  
Glauben will ich, was du schwörest,  
Schwören will ich, was du glaubst.

Oder hören Sie ein Stoßgebet des Mittdreißigers:

Meinen schönsten Liebesantrag  
Suchst du ängstlich zu verneinen;  
Frag ich dann: ob das ein Korb sei?  
Fängst du plötzlich an zu weinen.

Selten bet ich, drum erhör mich,  
Lieber Gott! Hilf dieser Dirne,  
Trockne ihre süßen Tränen  
Und erleuchte ihr Gehirn.

Wenig später wird Heine, über dessen private 'Weibergeschichten' so gut wie gar nichts bekannt ist, bei aller ihm eigenen Dezenz dann herrlich *frivol*:

Nimmer glaub ich, junge Schöne,  
Was die spröde Lippe spricht;  
Solche große schwarze Augen,  
Solche hat die Tugend nicht.

Diese braungestreifte Lüge,  
Streif sie ab; ich liebe dich.  
Laß dein weißes Herz mich küssen –  
Weißes Herz, verstehst du mich?

O Harry, wir versteh'n dich *genau*! Aber was war aus dem 20jährigen „bleichen Heinrich“ geworden? Hatte der seinem Liebesschmerz etwa abgeschworen? Mitnichten! Er hatte nur zunehmend emotional und lyrisch di-versifiziert. Soeben hörten Sie die *galante Rokoko-Variante*. Nehmen Sie nun die vierte und vorerst letzte Facette von Heines Liebeslyrik zur Kenntnis: die tiefe Fremdheit und den ewigen Kampf zwischen den *Geschlechtern*. Der Enddreißiger portraitiert zum Beispiel –

## Ein Weib

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,  
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.  
Wenn er Schelmenstreiche machte,  
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Lust,  
Des Nachts lag sie an seiner Brust.  
Als man ins Gefängnis ihn brachte,  
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: O komm zu mir,  
Ich sehne mich so sehr nach dir,  
Ich rufe nach dir, ich schmachte –  
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um sechse des Morgens ward er gehenkt,  
Um sieben ward er ins Grab gesenkt;  
Sie aber schon um achte  
Trank roten Wein und lachte.

Ein ganz *entzückendes* Weib – und das hatte eine ältere Schwester, die schon der 24jährige Heine gekannt hat:

Das Meer erglänzte weit hinaus,  
Im letzten Abendscheine;  
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,  
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,  
Die Möwe flog hin und wieder;  
Aus deinen Augen, liebevoll,  
Fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,  
Und bin aufs Knie gesunken;  
Ich hab von deiner weißen Hand  
Die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,  
Die Seele stirbt vor Sehnen; –  
Mich hat das unglückselge Weib  
Vergiftet mit ihren Tränen.

Eine *Mélange* aus romantischem *Liebesschmerz*, antiromantischer *Ironie* („das unglückselge Weib“) und tödlich-weiblicher *Tücke* („Vergiftet mit ihren Tränen“). Doch kurz darauf, im selben Jahr, schlug das vergiftete männliche lyrische Ich unbarmherzig zurück. In losem und parodistischem Anschluß an eine Romanze Fouqués aus dessen spanischem Ritterroman „Der Zauberring“ (1813) berichtete Heine eine Fabel in Versen und kolportierte später in einem Brief das Gerücht, er habe dergleichen mit einer deutschen Baronesse in Berlin selbst erlebt.<sup>25</sup> Hören Sie eins seiner raffiniertesten und schönsten Gedichte!

Donna Clara  
(Aus einem spanischen Romane.)

In dem abendlichen Garten  
Wandelt des Alkaden Tochter;  
Pauken- und Trommetenjubil  
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze  
Und die süßen Schmeichelworte,  
Und die Ritter, die so zierlich  
Mich vergleichen mit der Sonne.

Überlästig wird mir alles,  
Seit ich sah, beim Strahl des Mondes,  
Jenen Ritter, dessen Laute  
Nächtens mich ans Fenster lockte.

Wie er stand so schlank und mutig,  
Und die Augen leuchtend schossen  
Aus dem edelblassen Antlitz,  
Glich er wahrlich Sankt Georgen.“

Also dachte Donna Clara,  
Und sie schaute auf den Boden;  
Wie sie aufblickt, steht der schöne,  
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeblüsternd  
Wandeln sie umher im Mondschein,  
Und der Zephir schmeichelt freundlich,  
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,  
Und sie glühn wie Liebesboten. –  
Aber sage mir, Geliebte,  
Warum du so plötzlich rot wirst?

„Mücken stachen mich, Geliebter,  
Und die Mücken sind, im Sommer,  
Mir so tief verhaßt, als wären  
Langenasge Judenrotten.“

Laß die Mücken und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich kosend.  
Von den Mandelbäumen fallen  
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken  
Haben ihren Duft ergossen. –  
Aber sage mir, Geliebte,  
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,  
Bei dem Heiland seist geschworen,  
Den die gottverfluchten Juden  
Boshaft tückisch einst ermordet.“

Laß den Heiland und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich kosend.  
In der Ferne schwanken traumhaft  
Weiße Liljen, lichtumflossen.

Weiße Liljen, lichtumflossen,  
Blicken nach den Sternen droben. –  
Aber sage mir, Geliebte,  
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,  
Wie in meiner Brust kein Tropfen  
Blut ist von dem Blut der Mohren  
Und des schmutzigen Judenvolkes.“

Laß die Mohren und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich kosend;  
Und nach einer Myrtenlaube  
Führt er die Alkudentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen  
Hat er heimlich sie umflochten;  
Kurze Worte, lange Küsse,  
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied  
Singt die Nachtigall, die holde;  
Wie zum Fackeltanze hüpfen  
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,  
Und man hört nur, wie verstohlen,  
Das Geflüster kluger Myrten  
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Trommeten  
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,  
Und erwachend hat sich Clara  
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter;  
Doch, bevor wir scheiden, sollst du  
Nennen deinen lieben Namen,  
Den du mir so lang verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,  
Küßt die Finger seiner Donna,  
Küßt die Lippen und die Stirne,  
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich, Sennora, Eur Geliebter,  
Bin der Sohn des vielbelobten,  
Großen, schriftgelehrten Rabbi  
Israel von Saragossa.

Auch dieses lyrische Rollenspiel in epischem Kurzvers ist – wie das ein Jahr später verfaßte Gedicht „Ich hab im Traum geweinet“ und manches andere – höchst kunstvoll ganz von der *Pointe* her inszeniert und mit listig-schmelzenden Ritardandi 'dramaturgisch' konsequent auf sie hingeführt. Wenn die 'unglückselige' Donna Clara von „langenasgen Judenrotten“, „gottverfluchten Juden“ und dem „schmutzigen Judenvolk“ schwadroniert, schwant einem schon nichts Gutes. Man möchte ihr *helfen*, wie die Kinder dem Kasperl: „Vorsicht, Kasperl, hinter dir steht der Teufel!“ *Ihr* möchte man in die Suada fallen: „Halt ein, red' nicht so menschenverachtendes Zeug, genieß' doch die laue Mondnacht, deinen Sankt-Georg-Ritter und eure Liebe! Doch dieses 'unglückselige Weib' *läßt* sich nicht helfen, vom Leser ebenso wenig wie von ihrem Geliebten, dessen 'Heiterkeit' seine Wehmut verbirgt – und wird am Ende schrecklich gedemütigt und bestraft. Wirklich *anheimelnd*, dieses – hier freilich auch noch *rassistisch* vergiftete – Geschlechterverhältnis aus Heines lyrischer Perspektive.

Ziehen wir eine kurze *Bilanz* in Sachen Heinrich Heine für und gegen die *Liebe*. In seinem lyrischen Vorwort zur dritten Auflage seines „Buchs der Lieder“ (1839) hat der 41jährige Autor schon *vorgearbeitet*:

[...]

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,  
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,  
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw,  
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

[...]

Sie trank mir fast den Odem aus –  
Und endlich, wollustheischend,  
Umschlang sie mich, meinen armen Leib  
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!  
Der Schmerz wie die Lust unermesslich!  
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,  
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!  
O Liebe! was soll es bedeuten,  
Daß du vermischest mit Todesqual  
All deine Seligkeiten?

O schöne Sphinx! O löse mir  
Das Rätsel, das wunderbare!  
Ich hab darüber nachgedacht  
Schon manche tausend Jahre.“

„– Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können ...“, fuhr Heine fort – und das hatte er im Grunde schon zehn Jahre vorher *getan*: im siebenten Kapitel der „Bäder von Lucca“.<sup>26</sup> Hören Sie nun auch eine Kostprobe seiner *Prosa* und genießen Sie ihren einzigartigen *Drive*!

Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebenseins ist uns zu Mute, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter erfindet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie, wie eine Schlange unter Rosen,

und erspährt die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtiges Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit ruhig darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Niltal Ägyptens Krokodilleneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebessaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen – dann gibt es Tränen in Ägypten und Potsdam. Aber Tränen sind noch lange keine Erklärungen – Was ist die Liebe? Hat keiner ihr Wesen ergründet? hat keiner das Rätsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Rätsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa.

Nun wissen wir schon eine ganze Menge: Oidípous und die Sphinx, Perseús und die Medousa.<sup>27</sup> Freud – der wie Oidípous „die berühmten Rätsel“ zu lösen erpicht war<sup>28</sup> und der seine „Traumdeutung“ unter das Motto stellte: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“<sup>29</sup> (Vergilius, Aeneis 7, 312): Kann ich die Götter nicht rühren, so will ich die Hölle erschüttern – Freud also läßt grüßen. Und tatsächlich soll sich der (selbst-)mythologisierungsbesessene Erfinder der Psychoanalyse, knapp drei Monate nach dem Tod Heines geboren, halbernsthaft als dessen Reinkarnation gefühlt haben. Da wunderts einen dann nicht mehr, daß der Großvater von Freuds Frau, der Hamburger Oberrabbiner Isaak Bernays, mit Heine verwandt war, der ihn wiederholt in seinen Briefen erwähnte.<sup>30</sup>

Aber Spaß beiseite. Heine, dem später sogar von der *Forschung* nachgesagt wurde, sein lyrischer Liebesschmerz, seine Ironie und seine ambivalente Beziehung zum andern Geschlecht seien Reflexe einer *glücklosen Jugendliebe*, war in eroticis wohl nicht erfolgloser als andere Zeitgenossen auch. Er ist nur *sinnlicher, sensibler und klüger* gewesen als sie – und wie später Freud trieb ihn die Frage um: „Was ist die Liebe?“ Mit ihr hat er literarisch ein Leben lang *experimentiert* und sie in allen Facetten durchgespielt, vorab in der Lyrik: die himmlische, die höfische und die irdische Liebe, die 'reine' und die frivole, die Lust und den Schmerz, den Schmerz *als* Lust, die Lust *als* Schmerz („entzückende Marter und wonniges Weh“), die Ambivalenz – und den

Haß. Er war *Psychologe* genug, um zu ahnen oder zu wissen, was Freud im „Unbehagen in der Kultur“ (1930) dann *so* formuliert hat: „... die Absicht, daß der Mensch 'glücklich' sei, ist im Plan der 'Schöpfung' nicht enthalten. [...] Jede Fortdauer einer vom Lustprinzip ersehten Situation ergibt nur ein Gefühl von lauem Behagen; wir sind so eingerichtet, daß wir nur den Kontrast intensiv genießen können ...“<sup>31</sup>

Offenbar hat Heine das *auch* so gesehen; er war, wie wir hörten, ein Großmeister der *Ambivalenz*. In seinen Gedichten finden sich viele Oxymora, schlagen Atmosphäre und Stimmung notorisch um: auf Gefühlsseligkeit folgt beißender Spott – und sein Sarkasmus nimmt nicht selten eine versöhnliche oder tragische Wendung. Heines Verse wirken überwiegend durch ihren *Kontrast*, seine Pointen sind *dialektisch* gesetzt, er hatte ja auch bei *Hegel* studiert.

Aber das ist noch nicht alles. Wie die meisten geistreichen Juden vor ihm und nach ihm – man denke an Marx, Freud, Kafka, Tucholsky, Karl Kraus und die Vertreter der „Frankfurter Schule“ – war Heinrich Heine sozial 'entfremdet', distanziert und scharfsinnig genug, um seine gesellschaftliche Umwelt *durchschauen* und so in ihr *überleben* zu können. Er war auch ein großer *Soziologe*, der die *gesellschaftliche Bedingtheit* der psychischen Repräsentanzen erkannte. Rund 160 Jahre später hat Alfred Lorenzer die Formel dafür gefunden: „Intimität und soziales Leid“ (1984).<sup>32</sup> Speziell ist Heine ein früher Vorläufer Niklas Luhmanns gewesen, der im schönsten seiner Bücher („Liebe als Passion“, 1982) die *soziale* „Codierung von Intimität“ für verschiedene Epochen analysiert hat.<sup>33</sup> Ausgenommen die moderne Partnerschafts- und Kumpel-Beziehung, von der er nichts ahnen konnte, thematisierte Heine in seiner Lyrik alle Formen der Luhmannschen Liebescodierung – und noch viel mehr. Nicht von ungefähr ist zumindest der *Titel* von Luhmanns Buch insgeheim, vor- oder unbewußt *auch* einem Gedicht von *Heine* verpflichtet, das der schon mit 24 Jahren verfaßt hat:

Sie saßen und tranken am Teetisch,  
Und sprachen von Liebe viel.  
Die Herren die waren ästhetisch,  
Die Damen von zartem Gefühl.



Die Liebe muß sein platonisch,  
Der dürre Hofrat sprach.  
Die Hofrätin lächelt ironisch,  
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:  
Die Liebe sei nicht zu roh,  
Sie schadet sonst der Gesundheit.  
Das Fräulein lispelt: Wie so?

Die Gräfin spricht wehmütig:  
Die Liebe ist eine Passion!  
Und präsentieret gütig  
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;  
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.  
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,  
Von deiner Liebe erzählt.

Abgesehen von der etwas platten *letzten* Strophe, in der Heine auf sein eigenes Turteln hereinfällt, ersetzt dieses Gedicht - wie Mörikes „Das verlassene Mägdlein“ – ein halbes Dutzend sozialkritischer Wälzer über die Epoche der „Biedermeier“.

Bleibt die Frage: Wie ist Heines lyrischer *Rappelerfolg* beim *breiten Publikum* zu erklären? Aufklärung à la Freud oder Luhmann, schon gar die Einsicht in die sozioemotionale Isolation der Juden, die als Basso continuo das „Buch der Lieder“ begleitet, war doch keinesfalls das, was das Publikum wünschte und überhaupt zu fassen vermochte. Die Antwort ist einfach: Das 'Volk', vom Dienstmädchen bis zur Gräfin, hat Heines (Selbst-)Erkenntnisse *ausgeblendet* und in dessen lyrischen Camouflagen seine eigenen Frustrationen und offenen oder geheimen Sehnsüchte *wiedererkannt*.

Reich-Ranicki, Deutschlands talentiertester Entertainer für die gebildeten Stände, der in einem Augsburger Vortrag vor fünf Jahren das *auch* so gesehen und vor allem das *Judesein* für Heines schmerzlich-ironische Einsichten dingfest gemacht hat (für Kafkas Werk gilt das

Gleiche),<sup>34</sup> kommt freilich zu dem Schluß: „Die neuen Leser ... rekrutierten sich aus den Schichten der Verschmähten, der Zukurzgekommenen ...“<sup>35</sup> Meines Erachtens trifft dieser Satz nur dann zu, wenn man ihn richtig *bezieht*. Wer *waren* denn – in Sachen 'Liebe'! – die Zukurzgekommenen und Verschmähten? 'Alle' waren es – nicht nur, wie der „arme Reich“ unterstellt, die „von der Aristokratie und dem traditionellen Bürgertum nicht Integrierten“. Die Christin war genauso 'verschmäht' und 'zukurzgekommen' wie ihre jüdische Leidensgenossin, das Dienstmädchen nicht mehr als die Bürgersfrau und die Gräfin nicht minder als diese. Insgeheim litten auch die „guten Hausväter und Ehemänner“ (Gutzkow)<sup>36</sup> an der sozialen Codierung: Die bürgerliche Liebe und Ehe, einst als gefühlsgesättigter Gegenpol zum ökonomischen 'System' des aufstrebenden Bürgertums und als dessen Kraftreservoir 'konstituiert', waren längst zu sentimentalischen Ressentiments, zu kalten Konventionen erstarrt und verkommen, nicht anders, als es beim Adel schon seit Jahrhunderten der Fall war. Frustrierte Ehefrauen, verstockte Männer mit Doppelmoral, verunsicherte Jünglinge und schmachthafte Mädchen bevölkerten das Terrain, unter der Fuchtel sexueller Verklebung. „Ehe zwischen Trieb und Trott“, wo Leona Siebens schön noch den Lebensbund *unserer* Tage spöttisch lokalisiert hat,<sup>37</sup> Liebe als hypothetisches Konstrukt und intervenierende Variable zwischen verdurktem Sex, Generativität, Brutpflege und Wirtschaftsgemeinschaft.

In diese Welt der gescheiterten Sehnsucht trällerte Heine seine frechen, ironischen und schmerzlichen Lieder, ein moderner Troubadour für vernachlässigte Burgfräuleins des Biedermeier und der Restauration. Und er stand damit ja auch nicht allein. Schon der hochneurotische *Goethe*<sup>38</sup> hatte sich alle Mühe gegeben, die bürgerliche Ehe zu unterlaufen - und dann erst die *Romantiker*, zum Beispiel der lose *E.T.A. Hoffmann*<sup>39</sup> und vor allem die Schlegels samt ihren Damen. In *Friedrich Schlegels* „Lucinde“<sup>40</sup>, dem Skandalbuch der Frühromantik, treiben die Liebenden allerlei 'Schweinkram' und träumen von „ewiger Umarmung“ – *genug* davon!<sup>41</sup>

Heine, der Zukurzgekommene und Verschmähte, der nicht Integrierte, Schikanierte, Zensurierte und Emigrierte, liebte nicht nur mehr oder weniger glücklos die *Frauen*, sondern auch – Sie wissen es – *Deutschland*. „Deutschlands Ruhm will ich besingen“, nimmt sich der 18jähri-

ge vor, „Höret meinen schönsten Sang! / Höher will mein Geist sich schwingen, / Mich durchbebet Wonnedrang.“ Doch schon drei Jahre später (1819) ist der soeben noch deutschstümelnde Adoleszent – wie 100 Jahre danach Bertolt Brecht – von deutscher *Wirklichkeit* tief enttäuscht:

Sohn der Torheit! träume immer,  
Wenn dirs Herz im Busen schwillt;  
Doch im Leben suche nimmer  
Deines Traumes Ebenbild!

Deutschland als „*Traumbild*“ – wie in der frühen Lyrik die *Liebe* – steigt auch in den ersten Jahren des Pariser Exils (seit 1831) wieder auf; der Mittdreißiger schreibt die Verse:

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.  
Der Eichenbaum  
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.  
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch  
(Man glaubt es kaum  
Wie gut es klang) das Wort: „ich liebe dich!“  
Es war ein Traum.

Haben Sie ein vergleichbar anrührendes, fast flehendes Werben um Deutschland schon mal *gehört*? Offenbar muß man ein *deutscher Jude* sein, um so zu sprechen. Heine konnte freilich auch anders; in einem wenig später verfaßten Gedicht schlug sein elegischer Ton in *Bitterkeit* um (1832):

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,  
In deinen Armen mich wohl befinde,  
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden; –  
Ich kanns nicht vertragen – es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutschland in Frieden!  
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen  
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis; –  
Es hat seine Gründe – ich kanns nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen  
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde  
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben; –  
Ich kanns nicht vertragen – es hat seine Gründe.

Der messerscharfe Refrain dieser Strophen ist für mich zum geflügelten Wort geworden. Nach acht Jahren im Exil wird die Bitterkeit *ironisch gebrochen* (1839):

O, Deutschland, meine ferne Liebe,  
Gedenk ich deiner, wein ich fast!  
Das muntre Frankreich scheint mir trübe,  
Das leichte Volk wird mir zu Last.

Nur der Verstand, so kalt und trocken,  
Herrscht in dem witzigen Paris –  
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,  
Wie klingelt ihr daheim so süß!

Höfliche Männer! Doch verdrossen  
Geb ich den artgen Gruß zurück. –  
Die Grobheit, die ich einst genossen  
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,  
Wie Mühlenräder stets bewegt!  
Da lob ich Deutschlands Frauenzimmer,  
Das schweigend sich zu Bette legt.

[...]

Ist Ihnen etwas aufgefallen? Heines Liebe zu Deutschland zeigt die gleichen Facetten – es sind noch ein paar mehr – wie seine Liebe zu *Frauen*, und die Frauen sind immer *präsent*, wenn es um *Deutschland* geht; ein weiterer Beweis für die gesellschaftliche Bedingtheit der psychischen Repräsentanzen, für den Einbruch sozialen Leids in die Intimität. Ist damit Heines schmerzlich-erotisches Verhältnis zu Deutschland geklärt? Nicht ganz: etwas Entscheidendes kommt noch hinzu; der 45jährige Dichter verrät es uns in seinen 1843 niedergeschriebenen



Heines Mutter Betty Heine, geb. van Geldern.  
Gemälde eines unbekannten Künstlers um 1855.

„Nachtgedanken“, von denen zumeist nur die beiden ersten Verse angeführt werden:

Denk ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,  
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!  
Seit ich die Mutter nicht gesehn,  
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;  
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

[...]

Die alte Frau hat mich so lieb,  
Und in den Briefen, die sie schrieb,  
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,  
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.  
Zwölf lange Jahre flossen hin,  
Zwölf lange Jahre sind verflossen,  
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,  
Es ist ein kerngesundes Land,  
Mit seinen Eichen, seinen Linden,  
Werd ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,  
Wenn nicht die Mutter dorten wär;  
Das Vaterland wird nie verderben,  
Jedoch die alte Frau kann sterben.

[...]

Im satirischen Versepos „Deutschland – Ein Wintermärchen“, geschrieben im Januar 1844 nach einem Besuch in der Heimat, heißt es dann explizit und unmißverständlich am Ende von Caput I:

Seit ich auf deutsche Erde trat,  
Durchströmen mich Zaubersäfte –  
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,  
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

Heine nimmt hier eine uralte mythische Vorstellung auf und eine psychoanalytische Einsicht (um 75 Jahre) vorweg, nicht von Freud diesmal, sondern von seinem Schüler Paul Federn, daß „im Unbewußten das Land Symbol für die Mutter ist, die Vaterlandsliebe aus der Liebe zur Mutter ihre unbewußte Stärke bezieht“.<sup>42</sup> Es dürfte also *nicht Vaterland*, sondern müßte – wie *Muttersprache* – auch *Mutterland* heißen. Die *Väter* machen doch ohnehin alles wieder *kaputt*, was sie aufgebaut haben. Hören Sie nun zur Abrundung von Heines poetischem *Matriotismus* den grandiosen Auftakt von „Deutschland – Ein Wintermärchen“:

#### Caput I

Im traurigen Monat November wars,  
Die Tage wurden trüber,  
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,  
Da reist ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,  
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen  
In meiner Brust, ich glaube sogar  
Die Augen begannen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,  
Da ward mir seltsam zu Mute;  
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz  
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.  
Sie sang mit wahren Gefühle  
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr  
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,  
Aufopfrung und Wiederfinden  
Dort oben, in jener besseren Welt,  
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,  
Von Freuden, die bald zerronnen,  
Vom Jenseits, wo die Seele schweigt  
Verklärt in ewgen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,  
Das Eiapopeia vom Himmel,  
Womit man einlullt, wenn es greint,  
Das Volk, den großen Lämmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,  
Ich kenn auch die Herren Verfasser;  
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein  
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,  
O Freunde, will ich Euch dichten!  
Wir wollen hier auf Erden schon  
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,  
Und wollen nicht mehr darben;  
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch  
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug  
Für alle Menschenkinder,  
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,  
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,  
Sobald die Schoten platzen!  
Den Himmel überlassen wir  
Den Engeln und den Spatzen.

[...]

Klingt alles verdächtig nach *Feuerbach* oder *Marx* – und tatsächlich stand Heine mit ihm in Verbindung und vertrat seine Sache.<sup>43</sup> Nichts für Konservative, nichts für die Reaktion und wohl auch nichts für Fromme – ein poetisch-politisches Manifest ohnegleichen, beides: Pamphlet und Programm von satirisch-rhetorischer Brillanz.

Bleibt, das *Wichtigste* zu erwähnen: Heine war zwar ein hellwacher und kritischer *Patriot*, aber zugleich das *Gegenteil eines Nationalisten*: ein kosmopolitischer *Citoyen* und ein *Humanist* – und was für einer! Dafür nur ein einziges, freilich verwirrend komplexes Beispiel. Am Ende eines seiner italienischen „Reisebilder“, der „Reise von München nach Genua“ (1828), begeistert sich der 30jährige Heine für die Ideale der französischen Revolution und steigert sich in ein *martialisches Pathos*. Auf dem Schlachtfelde von Marengo bekennt er: „Ich liebe Schlachtfelder, denn so furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeinde, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieses Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutrosen tanzte, den üppigen Brauttanz!“<sup>44</sup> (Beachten Sie auch hier die *erotische Metaphorik*).

War das ganz *ernstgemeint*? Ich gestehe: das weiß ich nicht. Ko- und Kontext sind, wie immer bei Heine, derart ironisch gebrochen, daß ich zumindest eine starke *Ambivalenz* unterstelle. Doch den zitierten folgen drei kontradiktorische Sätze, auf die es mir ankommt:

Aber ach! jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist das nicht etwas zu teuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel wert wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte –

Zwar fällt sich Heine sogleich ins Wort:

– Still davon, so würden die Toten sprechen, die hier gefallen sind, wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menschheit.

– doch die zwischen Schlachtfeld und Kriegsgeschrei ganz beiläufig eingestreuten Sätze sind *ungeheuer* und *unerhört*, einmalig bis dato, eine vorweggenommene Widerlegung künftiger totalitärer Parolen wie: „Alles *mit* dem Volk, *durch* das Volk, *für* das Volk!“ oder gar: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ Hören Sie diese Sätze noch einmal und beachten Sie nun auch ihren bezaubernden Rhythmus:

Aber ach! jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist das nicht etwas zu teuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel wert wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte –

Nichts in der Literatur hat mich so berührt wie diese Passage.

Inzwischen ist nun auch mein drittes und letztes Stichwort gefallen: der *Tod* – nicht nur, wie Heine schreibt, der „mächtigste Erbfeind“ des Menschen, sondern für die Romantik zugleich ein vertrauter Geselle: *Liebe und Tod* – die gehören zusammen wie Pech und Schwefel. Auch Heines Intimfeind, der ein Jahr ältere *Graf von Platen*, hat es in seinem „Tristan“-Gedicht formuliert: „Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, / Ist dem Tode schon anheimgegeben, // ... // Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe.“<sup>45</sup>

*Liebe und Tod* – Heinrich Böll zufolge ohnehin die wichtigsten Themen der Literatur, alle ändern könne man im Grunde vergessen – Liebe und Tod sind schon in Heines Jugendliteratur eng assoziiert. Doch dann wurde es plötzlich tod-ernst, anders und früher, als Heine es liebte. Seit September 1837 litt er, knapp 40 Jahre alt, an einer Augenerkrankung, die später fast bis zur Erblindung führte, und drei Jahre danach begann seine amyotrophische Lateralsklerose, eine unheilbar-schleichende „Rückenmarksschwindsucht“, die ihn seit 1848 für die

verbleibenden *acht* Jahre seines Lebens zunehmend gelähmt und mit starken Schmerzen in seiner „Matratzengruft“ lebendig begrub. Heine produzierte unentwegt weiter bis ganz zuletzt und schaffte – scheinbar so nebenbei – eine grandiose Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben und dem eigenen Tod.

Um seinen Spott aus einem vergleichbaren Kontext aufzunehmen und zu recyceln: „Dabei muß ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor, daß mir ... <der Tod> nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir Recht geben. Ich sehe das Plaisier nicht ein ...“<sup>46</sup> Der Tod, persönlich genommen, ist grober Unfug, geradezu ein *Skandal*. Ich wäre gerne *unsterblich* – nicht so, wie Sie meinen, nein: *physisch*. Und unser Freund stimmt mir zu („Epilog“ 1853):

Unser Grab erwärmt der Ruhm.  
Torenworte! Narrentum!  
Eine beßre Wärme gibt  
Eine Kuhmagd, die verliebt  
Uns mit dicken Lippen küßt  
Und beträchtlich riecht nach Mist.  
Gleichfalls eine beßre Wärme  
Wärmt dem Menschen die Gedärme,  
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch  
Oder Grog nach Herzenswunsch  
In den niedrigsten Spelunken,  
Unter Dieben und Halunken,  
Die dem Galgen sind entlaufen,  
Aber leben, atmen, schnaufen,  
Und beneidenswerter sind,  
Als der Thetis großes Kind –  
Der Pelide sprach mit Recht:<sup>47</sup>  
Leben wie der ärmste Knecht  
In der Oberwelt ist besser,  
Als am stygischen Gewässer  
Schattenführer sein, ein Heros,  
Den besungen selbst Homeros.



H. H., Portraitzeichnung von Charles Gleyre.



H. H., nach einer Zeichnung von Ernst Benedikt Kietz,  
Paris, Juli 1851.

Im Gedichtzyklus „Lazarus“, im dritten Jahr des Dahinsiechens geschrieben (1851), überschlägt sich Heines Selbstironie; anfangs hält er eine rasante

#### Rückschau

Ich habe gerochen alle Gerüche  
In dieser holden Erdenküche;  
Was man genießen kann in der Welt,  
Das hab ich genossen wie je ein Held!  
Hab Kaffee getrunken, hab Kuchen gegessen,  
Hab manche schöne Puppe besessen;  
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,  
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.  
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;  
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.  
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,  
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;  
Ein Lorbeerkrantz umschloß die Stirn,  
Er duftete Träume mir ins Gehirn,  
Träume von Rosen und ewigem Mai –  
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,  
So dämmerstüchtig, so sterbefaul –  
Mir flogen gebratene Tauben ins Maul,  
Und Englein kamen, und aus den Taschen  
Sie zogen hervor Champagnerflaschen –  
Das waren Visionen, Seifenblasen –  
Sie platzten – Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,  
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,  
Und meine Seele ist tief beschämt.  
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß  
Hab ich erkauf durch herben Verdruß;  
Ich ward getränkt mit Bitternissen  
Und grausam von den Wanzen gebissen;  
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,  
Ich mußte lügen, ich mußte borgen  
Bei reichen Buben und alten Vetteln –  
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.  
Jetzt bin ich müd vom Rennen und Laufen,

Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.  
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,  
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

Doch dann fällt dem „Abgekühlten“ ein, was er seinem *Ruf* schuldig ist:

[...]

Noch einmal, eh mein Lebenslicht  
Erlöschet, eh mein Herze bricht –  
Noch einmal möcht ich vor dem Sterben  
Um Frauenhuld beseligt werden.

[...]

Zur Abwechslung wird es dann scheinbar ganz ernst, der Tod naht *leibhaftig*, hellenisch verkleidet zwar, doch bar jeder mythologischen Konvention:

Das ist der böse Thanatos,  
Er kommt auf einem fahlen Roß;  
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,  
Der dunkle Reiter holt mich ab –

– und was muß er hören? Den komisch-verzweifelten Stoßseufzer seines Opfers:

Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,  
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

In den Jahren 1853-55 schreibt Heine weitere Gedichte „Zum Lazarus“, darunter die folgenden Verse:

Die Söhne des Glückes beneid ich nicht  
Ob ihrem Leben, beneiden  
Will ich sie nur ob ihrem Tod,  
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

[...]

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,  
Erlaube, daß ich staune:  
Du schufest den fröhlichsten Dichter, und raubst  
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn  
Und macht mich melancholisch;  
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End,  
So werd ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,  
Wie andre gute Christen –  
O Miserere! Verloren geht  
Der beste der Humoristen!

Das diktiert ein Mensch, der sich vor Schmerzen kaum rühren kann! Katholisch ist Heine *nicht* geworden, denn „am Ende“ durfte der Sterbende doch noch einmal „um Frauenhuld beseligt werden“, um die 18jährige Elise Krinitz, seine „Lotosblume“, die „Mouche“: „Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt / Hat meine Seel beständig dein Gesichte ...“ Für mich gehören diese Verse zu den schönsten und glaubwürdigsten der deutschsprachigen Liebeslyrik.

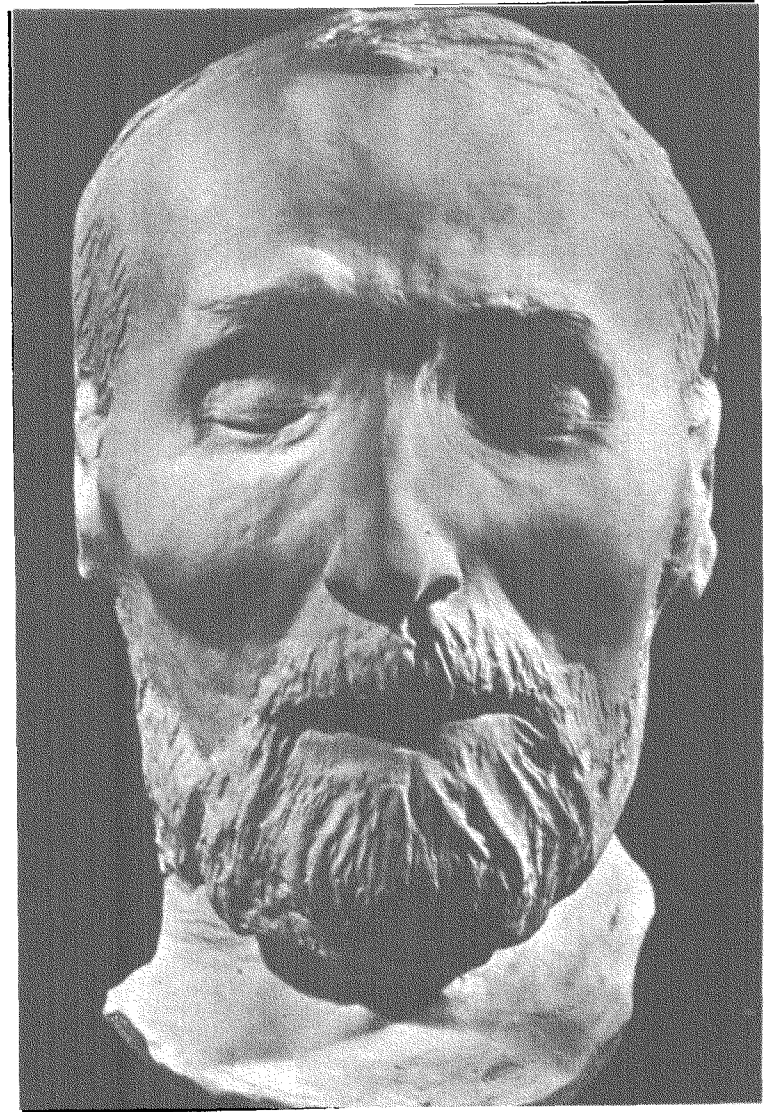
Dich fesselt mein Gedankenbann,  
Und was ich dachte, was ich sann,  
Das mußt du denken, mußt du sinnen –  
Kannst meinem Geiste nicht entrinnen.

Fast mit den gleichen Worten hatte der 23jährige Heine einst lyrisch seine *Mutter* befragt: „Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget ...?“ Was *sie*, „das schöne Herz, das mich so sehr geliebet“, ihm in der Jugend gegeben hatte, gab *er* nun zurück – an die Mouche. In der Literatur ist Heine einer der ganz wenigen nicht-neurotischen Mutter-Söhne.



Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,  
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.  
Ob ihnen auch das Stück gefallen?  
Ich glaub, ich hörte Beifall schallen.  
Ein hochverehrtes Publikum  
Beklatschte dankbar seinen Dichter.  
Jetzt aber ist das Haus so stumm,  
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd schnöder Klang  
Ertönt unfern der öden Bühne; –  
Vielleicht daß eine Saite sprang  
An einer alten Violine.  
Verdrießlich rascheln im Parterr  
Etwelche Ratten hin und her,  
Und alles riecht nach ranzgem Öle.  
Die letzte Lampe ächzt und zischt  
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.  
Das arme Licht war meine Seele.



Heines Totenmaske.



Heines Grab in seiner ursprünglichen Gestalt  
auf dem Pariser Friedhof Montmartre



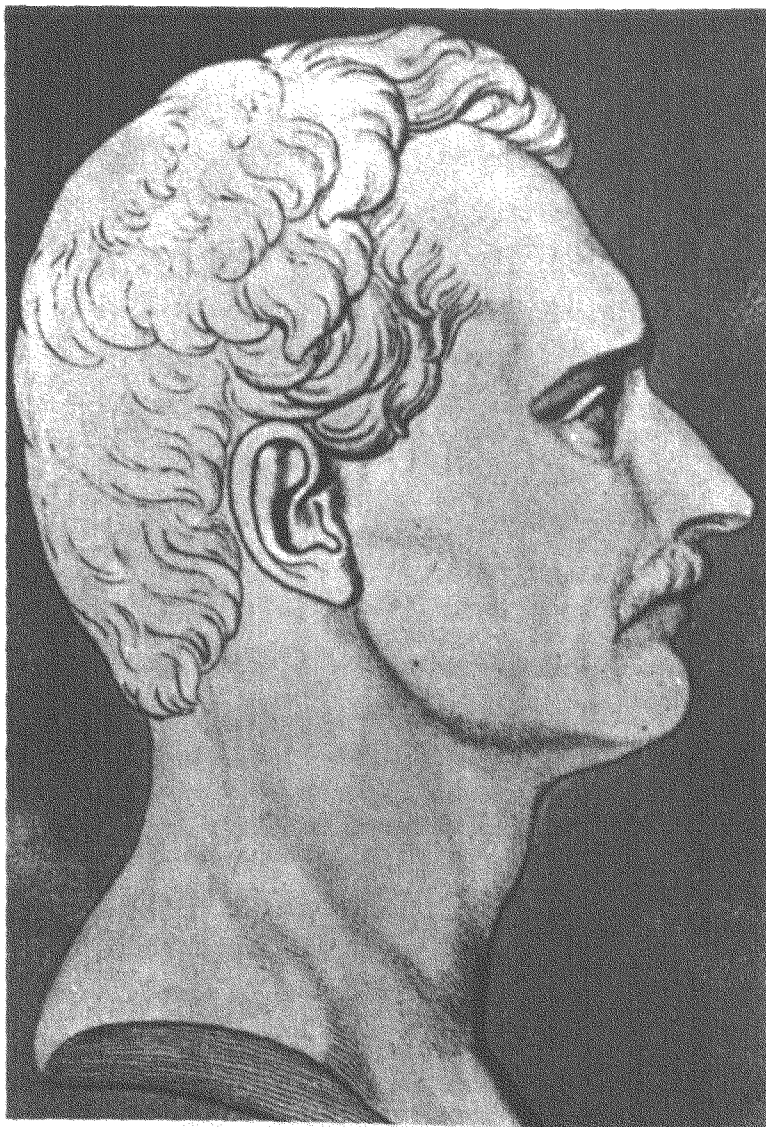
Heines Grab in seiner späteren Gestalt  
auf dem Pariser Friedhof Montmartre.



Ludwig Börne nach einer zeitgenössischen Lithographie.

## Nach-Lese

- 1 *Jens-Zitat*: Walter Jens, Streit und Humanität – Nachdenken über Lessing. In: Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg Nr. 45. München: Verlag Ernst Vögel 1992 (S. 47).
- 2 *Modifiziertes Brecht-Zitat*: Lied der Polly aus der „Dreigroschenoper“. In: Gesammelte Werke 2, Stücke 2. Werkausgabe edition suhrkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1967 (S. 425).
- 3 *Goethe-Zitat*: Verse 17/18 der „Hegire“ aus Moganni Nameh – Buch des Sängers, West-Östlicher Divan. In: Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 3. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1977, Artemis-Ausgabe (S. 287).
- 4 *Biermann-Zitat*: Wolf Biermann, Der Hugenottenfriedhof. In: Alle Lieder. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1991 (S. 215f.).
- 5 *Hesse-Zitat*: Hermann Hesse, Lektüre für Minuten. Gedanken aus seinen Büchern und Briefen, hrsg. von Volker Michels. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1971 (S. 175).
- 6 *Benn-Zitate*: Probleme der Lyrik. In: Gesammelte Werke in vier Bänden, hrsg. von Dieter Wellershoff, Bd. I. Wiesbaden: Limes Verlag 1959 (S. 505). - Destille II (Es gibt Melodien und Lieder ...). In: GW III, 1960 (S. 276).
- 7 *Kraus-Aufsatz*: Karl Kraus, Heine und die Folgen. In: Ludwig Börne und Heinrich Heine, Ein deutsches Zerwürfnis. Bearbeitet von Hans Magnus Enzensberger. Nördlingen: Franz Greno Verlagsgesellschaft 1986 (S. 317-324).
- 8 *Wagner-Zitat*: Gesang der Rheintöchter in „Das Rheingold“.



August Graf von Platen.

9 Nietzsches „*Nachtwandler-Lied*“:

Oh Mensch! Gieb Acht!  
 Was spricht die tiefe Mitternacht?  
 „Ich schlief, ich schlief –,  
 „Aus tiefem Traum bin ich erwacht: –  
 „Die Welt ist tief,  
 „Und tiefer als der Tag gedacht.  
 „Tief ist ihr Weh –,  
 „Lust - tiefer noch als Herzeleid:  
 „Weh spricht: Vergeh!  
 „Doch alle Lust will Ewigkeit –,  
 „– will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Aus: Also sprach Zarathustra IV. In: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* in 15 Einzelbänden (= KSA), Bd. 4; hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München - Berlin/New York: Deutscher Taschenbuch Verlag und Walter de Gruyter Verlag <sup>3</sup>1993 (S. 404).

10 *Hofmannsthal-Zitat*: nach Gedächtnis.

11 *Nietzsche-Zitat*: Ecce homo. Wie man wird, was man ist. Warum ich so klug bin (4). In: *Sämtliche Werke*, KSA 6 (S. 286).

12 *Zerwürfnis mit Börne*: Ludwig Börne und Heinrich Heine, Ein deutsches Zerwürfnis. Bearbeitet von Hans Magnus Enzensberger. Nördlingen: Franz Greno Verlagsgesellschaft 1986.

13 *Zerwürfnis mit Platen* (den und dessen Gedichte Heine von Anfang an nicht gemocht hatte): Zum tödlichen Spott Heines über seinen Widersacher August Graf von Platen-Hallermünde (1796-1835) als Reaktion auf dessen satirisches Lustspiel „Der romantische Ödipus“ (1829) siehe vor allem die nachträglich verfaßten abschließenden Kapitel X und XI des dritten Teils der „Reisebilder“: II Die Bäder von Lucca, geschrieben im Spätherbst 1829, publiziert 1830. In: *Sämtliche Schriften*. In sechs Bänden hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 2, hrsg. von Günter Häntzschel, S. 440-470, sowie den Kommentar S. 829-855. München/Wien: Carl Hanser Verlag <sup>3</sup>1995.

- 14 *Eichendorff-Zitat*: Beginn der vierten und letzten Strophe des Gedichts „Abschied. Im Walde bei Lubowitz“. In: Joseph von Eichendorff, *Novellen und Gedichte*. München: Droemersch Verlagsgesellschaft 1952 (S. 274).
- 15 *Hebel-Zitat*: Beginn der vierten Strophe des Gedichts „Der Schwarzwälder im Breisgau“. In: Johann Peter Hebel, *Werke in einem Band*. München: Carl Hanser Verlag. Sonderausgabe o.J. (S. 468).
- 16 *Briefmarkenserie* (in der französischen Besatzungszone 1945/46ff.): Schaubecks Briefmarkenalbum Nr. 100, Europa. Jugendausgabe 1951. Leipzig: C.F. Lücke Verlag 1951 (S. 15).
- 17 *Laube-Nekrolog auf Heine* in: *Deutsche Abschiede*. Hrsg. von Gerhard Hay. München: Winkler Verlag 1984 (S. 185-189).
- 18 *Heines Gedichte* werden nach folgender Ausgabe zitiert: Heinrich Heine, *Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge*. Hrsg. von Klaus Briegleb. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1993, <sup>1995</sup>. *Textgrundlage* dieser Ausgabe sind die von Briegleb edierten *Sämtliche(n) Schriften in sechs Bänden*. München (und Wien): Carl Hanser Verlag 1968ff.

#### 19 *Eichendorffs Gedicht*

##### Frische Fahrt

Laue Luft kommt blau geflossen,  
Frühling, Frühling soll es sein!  
Waldwärts Hörnerklang geschossen,  
Mut'ger Augen lichter Schein;  
Und das Wirren bunt und bunter  
Wird ein magisch wilder Fluß,  
In die schöne Welt hinunter  
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!  
Weit von euch treibt mich der Wind,  
Auf dem Strome will ich fahren,  
Von dem Glanze selig blind!  
Tausend Stimmen lockend schlagen,  
Hoch Aurora flammend weht,  
Fahre zu! ich mag nicht fragen,  
Wo die Fahrt zu Ende geht!

#### 20 *Mörikes Gedicht*

##### Er ists

Frühling läßt sein blaues Band  
Wieder flattern durch die Lüfte;  
Süße, wohlbekannte Düfte  
Streifen ahnungsvoll das Land.  
Veilchen träumen schon,  
Wollen balde kommen.  
– Horch, von fern ein leiser Harfenton!  
Frühling, ja du bist!  
Dich hab ich vernommen!

- 21 *Thomas-Mann-Zitat*: Tonio Kröger (4). In: *Erzählungen*. Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1958 (S. 294).

#### 22 *Hofmannsthals Gedicht*

##### Vorfrühling

Es läuft der Frühlingswind  
Durch kahle Alleen,  
Seltsame Dinge sind  
In seinem Wehn.



Er hat sich gewiegt,  
Wo Weinen war,  
Und hat sich geschmiegt  
In zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder  
Akazienblüten  
Und kühlte die Glieder,  
Die atmend glühten.

Lippen im Lachen  
Hat er berührt,  
Die weichen und wachen  
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte  
Als schluchzender Schrei,  
An dämmernder Röte  
Flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen  
Durch flüsternde Zimmer,  
Und löschte im Neigen  
Der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind  
Durch kahle Alleen,  
Seltsame Dinge sind  
In seinem Wehn.

Durch die glatten  
Kahlen Alleen  
Treibt sein Wehn  
Blasse Schatten.

Und den Duft,  
Den er gebracht,  
Von wo er gekommen  
Seit gestern nacht.

## 23 Langgässers Gedicht

Frühling 1946

Holde Anemone,  
Bist du wieder da  
Und erscheinst mit heller Krone  
Mir Geschundenem zum Lohne  
Wie Nausikaa?

Windbewegtes Bücken,  
Woge, Schaum und Licht!  
Ach, welch sphärisches Entzücken  
Nahm dem staubgebeugten Rücken  
Endlich sein Gewicht?

Aus dem Reich der Kröte  
Steige ich empor,  
Unterm Lid nach Plutons Röte  
Und des Totenführers Flöte  
Gräßlich noch im Ohr.

Sah in Gorgos Auge  
Eisenharten Glanz,  
Ausgesprühte Lügenlauge  
Hört ich flüstern, daß sie taue  
Mich zu töten ganz.

Anemone! Küssen  
Laß mich dein Gesicht:  
Ungespiegelt von den Flüssen  
Styx und Lethe, ohne Wissen  
Um das Nein und Nicht.

Ohne zu verführen,  
Lebst und bist du da,  
Still mein Herz zu rühren,  
Ohne es zu schüren –  
Kind Nausikaa!

- 24 *Christel Krauß*, ... und ohnehin die schönen Blumen: Essays zur frühen christlichen Blumensymbolik. Tübingen: Narr Verlag 1994. - Dies., Warum keine Werther-Rose? Gedanken zu einer Leerstelle. In: Jahrbuch der Universität Augsburg 1994/95. Universität Augsburg 1996 (S. 133-154).
- 25 *Heine-Brief(e)*: In einem Brief vom 5. oder 6. November 1823 schrieb Heine an Moses Moser: „Das Ganze der Romanze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten <in Berlin> wurde in den Garten des Alkalden <in Granada> verwandelt, Baronesse in Senora, und ich selber in einen heil. Georgen oder gar Apoll!“ – Am 27. November 1823 schrieb Heine an Ludwig Robert: „Das Gedicht drückt ... nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtlich und episch-parteylos zurückgeben im Gedichte; – und das Ganze hatte ich ernst-wehmüthig und nicht lachend aufgefaßt...“ – In: Heinrich Heine, Briefe. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Hirth. Erster Band/Briefe. Mainz: Florian Kupferberg Verlag 1949/1950 (S. 119; 122).
- 26 „*Was Prügel sind, das weiß man schon ...*“ Aus: Reisebilder. Dritter Teil. Italien (1828). II Die Bäder von Lucca, Kap. VII. In: Heinrich Heine, Sämtliche Schriften, Bd. 2 (hrsg. von Günter Hantschel). München: Carl Hanser Verlag 1995 (S. 420f.).
- 27 *Oidípous und die Sphinx, Perseús und die Medousa*: Siehe dazu Robert von Ranke-Graves, Griechische Mythologie – Quellen und Deutung, Bd. 1 (73. Perseus, S. 214ff.) und Bd. 2 (105. Oidipus, S. 7ff.). Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1960. - Karl Kerényi, Die Mythologie der Griechen. Bd. II: Die Heroen-Geschichten (Perseus: S. 44ff.; Oidipus: S. 76ff.). München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1966.
- 28 „Bürger ihr im Lande Theben! Sehet! Dieser Ödipus: / *Der die berühmten Rätsel löste* und ein Mann, so mächtig, war ...“: Chor als Epilog von Sophokles’ „Oidípous Tyrannos“ („König Ödipus“) in der Übersetzung von Wolfgang Schadewaldt. Berlin und Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1955 (S. 88). – In der Matura-Prüfung hatte Freud im Fach Griechisch 23 Verse aus „König Ödipus“ zu übersetzen. Siehe: Ernest Jones, Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bd. I. Bern und Stuttgart: Verlag Hans Huber 1960 (S. 39f.).
- 29 *Sigmund Freud*, Die Traumdeutung (1900). In: Ders., Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich u.a., Bd. II. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1982.
- 30 *Bernays ... Heine*: Vgl. Ernst Jones, Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bd. I. Bern und Stuttgart: Verlag Hans Huber 1960 (S. 127).
- 31 *Sigmund Freud*, Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: Ders., Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich u.a., Bd. IX. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1982 (S. 208).
- 32 *Alfred Lorenzer*, Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1984.
- 33 *Niklas Luhmann*, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1982. – Die Formel „Liebe als Passion“ gebrauchte auch Nietzsche in: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft (Nr. 260). In: Sämtliche Werke, KSA 5 (S. 212), vgl. Anm. 9.
- 34 ... *für Kafkas Werk gilt das Gleiche*: Dazu Günther Anders, Kafka – pro und contra. Die Prozeß-Unterlagen. München: Beck Verlag 1951.
- 35 *Reich-Ranicki-Zitat*: Marcel Reich-Ranicki, Heine und die Liebe. In: Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg Nr. 45. München: Verlag Ernst Vögel 1992 (S. 34).
- 36 *Gutzkow-Zitat*: Mit Blick auf dessen deutsches Publikum – „gute Hausväter und Ehemänner“ – machte Karl Gutzkow Heine morali-



Heines Frau Mathilde, eigentlich Augustine Crescentia, geb. Mirat.

sche Vorhaltungen: „Gedichte, die man sich vorliest bei ausgezogenen Röcken in angemieteten Zimmern“, dürften Heines Ruf als Autor, der „doch nun einmal den Deutschen angehört“, ruinieren. – Zitiert nach: Klaus Briegleb, Nachwort (zu Heinrich Heine, Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge, wie Anm. 18, S. 858).

- 37 *Siebenschön-Titel*: Leona Siebenschön, Ehe zwischen Trieb und Trott. Eine frivole Soziologie. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1970.
- 38 *Zu Goethe*: Vgl. auf der *Handlungsebene* die schwärmerischen, freilich nicht 'realisierten' Beziehungen zu zahlreichen Frauen; auf der *Werkebene* vorab „Die Wahlverwandtschaften“ (1809), in: Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 9. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1977 (Artemis-Ausgabe); zur *Pathopsychologie*: K.R. Eissler, Goethe – eine psychoanalytische Studie, 2 Bände, vor allem Teil III und IV (Bd. 2). Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1985.
- 39 *Zu E.T.A. Hoffmann*: Vgl. die – allerdings wortkargen und sorgfältig verschlüsselten – Tagebücher (auszugsweise in: E.T.A. Hoffmann, Werke in 5 Bänden, Bd. 1: Autobiographische, musikalische und vermischte Schriften. Zürich: Atlantis Verlag 1946) und die Biographie von Rüdiger Safranski, E.T.A. Hoffmann. Das Leben eines skeptischen Phantasten. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1984.
- 40 *Friedrich Schlegel*, Lucinde. Ein Roman. Erster Theil. Berlin: Heinrich Frölich Verlag 1799. - Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1963/1988.
- 41 *Zu Goethe, den Schlegels*, „Lucinde“ u.a.: Ludwig Marcuse, Obszön. Geschichte einer Entrüstung. München: Paul List Verlag 1962 (Kap. 2: Jena 1799).
- 42 *Federn-Zitat*: Paul Federn, Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Der Aufstieg 11/12, Leipzig-Wien 1919 (S. 13, Amn. 1).



43 *Heine und Marx*: Dazu besonders vergnüglich zu lesen: Ludwig Marcuse, Heinrich Heine. Melancholiker, Streiter in Marx, Epikureer (1932). Zürich: Diogenes Verlag 1980.

44 „*Ich liebe Schlachtfelder ...*“ Aus: Reisebilder. Dritter Teil. Italien (1828). I Reise von München nach Genua, Kap. XXX. In: Heinrich Heine, Sämtliche Schriften, Bd. 2 (hrsg. von Günter Hantzschel). München: Carl Hanser Verlag 1995 (S. 378).

45 *Platens Gedicht*

Tristan

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
Ist dem Tode schon anheimgegeben,  
Wird für keinen Dienst der Erde taugen,  
Und doch wird er vor dem Tode beben,  
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,  
Denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen,  
Zu genügen einem solchen Triebe:  
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,  
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe.

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,  
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen  
Und den Tod aus jeder Blume riechen:  
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

46 „*Dabei muß ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor ...*“: Aus „Die Bäder von Lucca“, Kap. IX, S. 428 (wie Anm. 26). Bei Heine heißt es statt „der Tod“ – „die katholische Religion“.

47 Im elften Gesang von *Homers Odyssee* spricht Odysseus den als Seele aus dem Schattenreich heraufgestiegenen Achilleus mit folgenden Worten an:

Glücklich wie du ist keiner Achilleus, vorher und nachher;  
Denn die Argeier ehrten zuvor dich, als du noch lebstest,  
Gleich den Göttern; nun aber herrschst du wiederum machtvoll  
Über die Toten; drum sei auch im Tode nicht traurig, Achilleus.

Der aber erwidert:

Tröste mich nicht, Odysseus, strahlender, über den Tod weg.  
Lieber wollt ich als Tagelöhner den Acker bestellen  
Bei einem armen Mann, der nicht viel hat an Besitztum,  
Als über alle die Toten, die hingeschwundenen, herrschen.

In: Homer, *Odyssee*. Übersetzt von Roland Hampe. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1979. XI, 483-491, S. 187.



H. H. nach einem Gemälde von François Louis Laynard.

# Loreley nach H. Heine

Es wird mich vor sich nicht bedeuten;  
 Lied ist es trübselig hier;  
 Ein Klippstein aus alten Zeiten.  
 Das kommt mir mich aus dem Meer

Die Luft ist kühl aus dem Föhn,  
 Und süß fließt der Rhein;  
 Der Föhn der Berges fühlte  
 Der Abendsonne fühlte

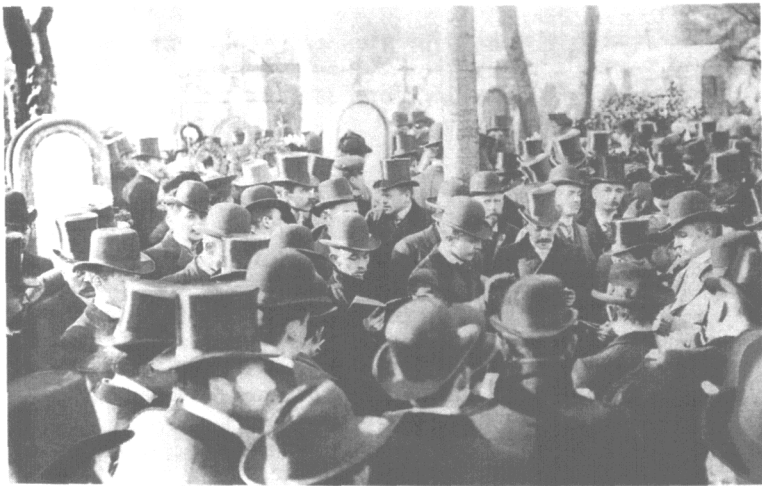
Die flüchtige Fingerringe  
 Doch ohne Erinnerung;  
 Ihr goldener Gefährte blüht,  
 Die kommt ihr goldener Fährte.

Die kommt es mit goldener Fährte  
 Und singt ein Lied süß;  
 Das hat eine wunderbare  
 Gewichtige Melodie

Der Riffen im kleinen Riff.  
 Führt sie mit wildem Riff;  
 Es fließt auf die Felsenriffe.  
 Es fließt ein Fährte in die Riff:

Es fließt, die wollen verschlingen  
 Am Felsen Riffen im Riff;  
 Und das hat ein Fährte Riffen  
 Die Lore: Ley gefahren.

Faksimile des Autographen  
 von Heines Gedicht „Die Loreley“.



Ein deutscher Männerchor singt im Jahre 1900 am Grab Heines auf dem Pariser Friedhof Montmartre „Die Loreley“.



Der Augsburger Männerchor „Bismarck-Frohsinn“ folgt im Jahre 1997 beim Festakt der Universität Augsburg diesem Beispiel.

## Bildnachweise

Seite 6: Historisches Bildarchiv  
Seite 8: Ullstein  
Seite 10: Ullstein  
Seite 13: Landesbibliothek Düsseldorf  
Seite 34: Stadtmuseum Düsseldorf  
Seite 41: Historisches Bildarchiv  
Seite 42: Landesbibliothek Düsseldorf  
Seite 47: Ullstein  
Seite 48: Historia-Photo  
Seite 49: Ullstein  
Seite 50: Chaim Libowitz, Krakau  
Seite 52: Historisches Bildarchiv  
Seite 60: Familie Heine - Geldern, Wien.  
Seite 64: Historisches Bildarchiv  
Seite 65: Landesbibliothek Düsseldorf  
Seite 66: Ullstein  
Seite 67: Karin Ruff, Fotostelle der Universität Augsburg

## Augsburger Universitätsreden

herausgegeben vom Präsidenten (bis Heft 21)  
bzw. vom Rektor der Universität Augsburg

### Heft 1

Helmuth Kittel: 50 Jahre Religionspädagogik - Erlebnisse und Erfahrungen. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983

### Heft 2

Helmut Zeddies: Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR, Augsburg 1984

### Heft 3

Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg. Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Perridon am 25. Januar 1984, Augsburg 1984

### Heft 4

Bruno Bushart: Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983, Augsburg 1985

### Heft 5

Ruggero J. Aldisert: Grenzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985

### Heft 6

Kanada-Studien in Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986

### Heft 7

Theodor Eschenburg: Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986

### Heft 8

Lothar Collatz: Geometrische Ornamente. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986

### Heft 9

in memoriam Jürgen Schäfer. Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986

### Heft 10

Franz Klein: Unstetes Steuerrecht - Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987

#### Heft 11

Paul Raabe: Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände, Augsburg 1988

#### Heft 12

Hans Maier: Vertrauen als politische Kategorie. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Phil. Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988

#### Heft 13

Walther L. Bernecker: Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts. Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerika-Studien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988

#### Heft 14

Karl Böck: Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989

#### Heft 15

Hans Vilmar Geppert: "Perfect Perfect". Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte. Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989

#### Heft 16

Jean-Marie Cardinal Lustiger: Die Neuheit Christi und die Postmoderne. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

#### Heft 17

Klaus Mainzer: Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie. Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

#### Heft 18

Georges-Henri Soutou: Deutsche Einheit - Europäische Einigung. Französische Perspektiven. Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

#### Heft 19

Josef Becker: Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990, Augsburg 1990

#### Heft 20

Louis Carlen: Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jhd. Augsburg 1991

#### Heft 21

Mircea Dinescu - Lyrik, Revolution und das neue Europa. Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

#### Heft 22

M. Immolata Wetter: Maria Ward - Mißverständnisse und Klärung. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

#### Heft 23

Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur. Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

#### Heft 24

Walther Busse von Colbe: Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

#### Heft 25

John G. H. Halstead: Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

#### Heft 26

Christian Virchow: Medizinhistorisches um den "Zauberberg". "Das gläserne Angebinde" und ein pneumologisches Nachspiel. Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

#### Heft 27

Jürgen Mittelstraß/Tilman Steiner: Wissenschaft verstehen. Ein Dialog in der Reihe "Forum Wissenschaft" am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996

#### Heft 28

Jochen Brüning: Wissenschaft und Öffentlichkeit. Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrensensorenwürde der Universität Augsburg an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung am 20. November 1995, Augsburg 1996

#### Heft 29

Harald Weinrich: Ehrensache Höflichkeit. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Phil. Fakultät II der Universität Augsburg am 11. Mai 1995, Augsburg 1996

#### Heft 30

Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann: Drei Vorträge von Prof. Dr. Manfred Hinz, Herbert Ammon und Dr. Adam Zak SJ im Rahmen eines Symposiums der Jüdischen Kulturwochen 1995 am 16. November 1995 an der Universität Augsburg, Augsburg 1997

#### Heft 31

Erhard Blum: Der Lehrer im Judentum. Vortrag und Ansprachen zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Hampel bei einer Feierstunde am 12. Dezember 1995, Augsburg 1997

#### Heft 32

Haruo Nishihara: Die Idee des Lebens im japanischen Strafrechtsdenken. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät der Universität Augsburg am 2. Juli 1996, Augsburg 1997

#### Heft 33

Informatik an der Universität Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Informatik am 26. November 1996, Augsburg 1998